



Die Lehrerin Tina Nuding verabschiedet sich in Elternzeit. Das Unterrichten in einer Inklusionsklasse in Zeiten heftigen Personalmangels hat ihr viel abverlangt.

Foto: Lichtgut/Christoph Schmidt

VON NADIA KÖHLER

**STUTTGART.** Simple Past – was war das noch mal? Diese englische Vergangenheit, bei der man an das Verb noch ein „-ed“ hängen muss. Außer? „Das Verb steht auf Seite 240. Dann ist es unregelmäßig!“, weiß Sarah. Alles klar, also los. Es gilt, fünf Aufgaben zu lösen, und zwar im Lerntempo-Duett. Willkommen im inklusiven Englischunterricht in Tina Nudings fünfter Klasse in der Stuttgarter Altenburg-Gemeinschaftsschule.

Inklusion, dieses Wort gehört seit 2015 zum Schuldeutsch-Wortschatz. Es meint gemeinsames Leben und Lernen von Kindern mit und ohne Behinderung. Vor sieben Jahren hat der Landtag die Sonderschulpflicht abgeschafft. Eltern können seither wählen, ob sie ihr förderbedürftiges Kind in einem Sonderpädagogischen Bildungs- und Beratungszentrum (SBBZ) zur Schule schicken oder auf eine Regelschule. Obwohl damals festgeschrieben wurde, dass Inklusion die Aufgabe aller Schularten sein sollte, leisten dies heute vor allem Grund-, Gemeinschafts-, Haupt- oder Werkrealschulen. Unterstützt werden sie von den SBBZ, die Sonderpädagogen stundenweise an Regelschulen entsenden, um dort Kinder mit Förderbedarf zu unterstützen. Inklusion wird also von den Schulen geschultert, an denen der Personalmangel am eklatantesten ist.

#### Nur in zehn von 35 Schulstunden unterstützt ein Sonderpädagoge

Und so steht Tina Nuding heute, anders als geplant, alleine vor ihrer Klasse, zu der drei Inklusionskinder gehören. Ihr sonderpädagogischer Kollege ist krank, vertreten wird er nicht. Also behilft Nuding sich mit dem Lernduett, einer Partnerarbeit, bei der die Kinder sich gegenseitig unterstützen. Sie selbst hilft und sorgt für eine ruhige Arbeitsatmosphäre: „Igor, es wird wieder zu laut!“ – „Oh sorry, my friend!“, antwortet Igor.

Optisch erinnert Nuding an die sympathische mysteriöse Klassenlehrerin Miss Cornfield aus der Kinderbuchserie „Die Schule der magischen Tiere“: rote Locken, pinkfarbener T-Shirt, bunter Rock, dazu rote Schuhe. Viel Farbe und Leben bringt sie ins Klassenzimmer. Mimik- und gestenreich

## Gemeinsam lernen – auch wenn einer mal ausflippt

Seit 2015 können Kinder mit einer Behinderung die gleiche Schule besuchen wie Kinder, die keine besondere Unterstützung brauchen. Inklusion heißt dieses Menschenrecht. Inzwischen ist viel passiert: An den Schulen erodiert das Personal, Sonderpädagogen sind rar, und dann kam auch noch Corona.

versucht sie, bei ihren Schülern die englische Grammatik zu verankern. In einer magischen Welt würde sie einigen sicher auch gerne einen Fuchs oder Pinguin zur Seite stellen, der ihnen hilft, ihre Schwächen zu überwinden. Doch in der echten Welt steht den Inklusionskindern nur in zehn von mehr als 35 Schulstunden in der Woche ein unterstützender Sonderpädagoge zur Seite. Darum ist Nudings oberstes Lernziel Disziplin. „In der fünften Klasse wird der Grundstein für die Arbeitsatmosphäre gelegt. Das kostet viel Zeit und Energie.“

Zuletzt hat es Tina Nuding zu viel Energie gekostet. Ihr Co-Klassenlehrer brach weg, also versuchte Nuding, die nur 50 Prozent arbeitet, alles allein aufzufangen. Dazu kam eine fünfte Klasse, die wegen der coronabedingten Schulschließungen starke soziale Defizite hatte. „Es knallte nonstop“, erzählt Nuding. An Weihnachten brach sie zusammen. Das nagt an der Lehrerin: „Ich mache immer die fünfte und sechste Klasse“, sagt Nuding, „ich kann das wirklich!“ Doch diesmal war es einfach zu viel. Im neuen Schuljahr macht sie darum eine Pause und nimmt Elternzeit: „Schule brennt gerade, ich will nicht verbrennen.“

Geknallt hat es an diesem Morgen auch in der siebten Klasse von Jasmin Stolz. Ein Inklusionskinder hat einem Mitschüler eine gescheuert, nicht zum ersten Mal. Mithilfe eines Kollegen aus der Ganztagsbetreuung war die Lage schnell unter Kontrolle. Jetzt läuft der Kunstunterricht, und die Jugendlichen mischen sich friedlich durch die leuchtende Farbwelt von August Macke. Sera kam im Mai vom Gymnasium auf die Altenburgschule. „Mathe war dort schlimm für mich“, sagt sie, „hier verstehe ich es.“ In der inklusiven Gemeinschaftsschule ist viel Druck von der 13-jährigen abgefallen: „Hier kriegt man nicht so viel Ärger, es ist deine eigene Entscheidung, wie es mit deiner Zukunft weitergeht.“

Sera sitzt an einem Gruppentisch mit fünf anderen Mädchen. „Wir sind ein Team und gleich am ersten Tag Freunde geworden“, sagt sie. Sera hilft Marianna (12) in Englisch, und Marianna erklärt dafür Sera etwas in Mathe, gemeinsam kümmern sie sich um Liridona (12), die Förderung braucht. „Im Gymnasium würden sie dich auslachen, wenn du etwas nicht kannst“, sagt Sera „hier verstehen wir, dass alle irgendwo Schwächen haben.“ Als Jasmin Stolz das hört, strahlt sie. Ihre Schü-

ler, meint sie, „sehen den einzelnen Menschen mit allem, was ihn ausmacht“. Darum funktioniere das gemeinsame Lernen – auch wenn ein Kind regelmäßig ausflippt.

Gemeinsam mit anderen Kindern in einer Regelklasse zu lernen sei eine Chance für Schülerinnen und Schüler mit Förderbedarf, davon sind beide Lehrerinnen nach wie vor überzeugt. „Das, was sie hier von anderen Kindern an Impulsen bekommen, haben sie in einer Förderschule nicht – und den anderen bringt das auch was“, sagt Stolz. Doch der Personalmangel, er legt sich wie eine dunkle Wolke über die Inklusionsbegeisterung an der Altenburgschule. „Wir haben hier 2015 für das Thema Inklusion wirklich gebrannt“, sagt Stolz, „doch inzwischen halten es viele Kollegen für eine Illusion.“

Fakt ist: Seit 2015 wurden die Stunden, in denen Klassenlehrerinnen wie Nuding und Stolz sonderpädagogische Unterstützung bekommen, stark zurückgefahren. In ihren ersten Inklusionsklassen stand Nuding an 21 Stunden in der Woche und Stolz an 27 Stunden mit einem Kollegen im Klassenzimmer. Heute sind es bei Nuding nur noch zehn und bei Stolz 14 Förderstunden. Sonderschullehrer werden dringend gesucht, lange wurden viel zu wenige ausgebildet, jetzt soll ein neuer Studiengang in Freiburg Abhilfe schaffen.

„Inklusion ist kein Projekt“, sagt Stolz, „sondern ein gesellschaftlicher Auftrag.“ Umso mehr ärgert es sie, wie es um die Inklusion an der Regelschule steht. Sie rechnet sie

vor: Sieben Förderkinder sitzen in ihrer Klasse, an einem SBBZ sei das eine eigene, kleine Klasse. Ihre sieben Kinder dagegen bekämen nur an 14 Stunden in der Woche eine zusätzliche Unterstützung. Angesichts dieses Missverhältnisses wundere es sie, sagt Stolz, dass die Eltern nicht aufbegehren. „Ich hätte auch den Wunsch, dass mein Kind, das etwas Förderbedarf hat, aber ansonsten fit ist, auf eine Regelschule geht. Aber dann würde ich mir wünschen, dass mein Kind auch wirklich die nötige Förderung bekommt.“

#### Inklusionsschülern eine Chance geben – auch ohne Schulabschluss

Inzwischen stünden Klassenlehrerinnen und vor allem die Nebenfachlehrer viel zu oft alleine vor einer Inklusionsklasse, erklärt Nuding. Die Folge: „Man differenziert immer öfter nicht mehr so, wie es nötig wäre. Dabei weiß man aber, dass es so für den einen oder anderen zu schwer wird“, sagt Nuding. Man spürt, wie sehr sie dieser Spagat zwischen Anspruch und Wirklichkeit zerreißen.

Damit Tina Nuding ihren Herzensjob wieder lieben kann, wünscht sie sich zwei Dinge: Erstens, mindestens drei zusätzliche Förderstunden pro Inklusionskind statt zwei – wohlwissend, dass durchgängig zwei Lehrkräfte pro Klasse eine Utopie sind. Zweitens, Sonderpädagogen, die nicht von einem SBBZ an Regelschulen entsandt werden, sondern fest zum Kollegium gehören. Erfolgreiche Inklusion hänge stark davon ab, ob die Chemie zwischen der Regel- und Sonderschullehrkraft stimme, betonen beide Lehrerinnen. Passen die Arbeitseinstellung und der Lehrstil zusammen? „Hat sich ein gutes Gespänn gefunden, zittern wir immer, ob das Team so zusammenbleiben kann.“ Bei Jasmin Stolz klappt das seit 2015, Nuding musste sich seitdem auf drei neue Lehrpartner einstellen. Auch das hat Kraft gekostet.

Und noch etwas wünschen sich die beiden Expertinnen: dass die Berufswelt „ihren“ inklusiven Schützlingen eine Chance gibt, unabhängig vom Schulabschluss. „In meiner neunten Klasse hatte ich einen unglaublich empathischen Inklusionskinder. Der wäre der beste Seelsorger aller Zeiten geworden“, erzählt Jasmin Stolz, „nur leider wird er wohl nie einen Hauptschulabschluss machen.“



Foto: Lichtgut/Christoph Schmidt

**Die Lehrerinnen Jasmin Stolz (re.) und Tina Nuding ärgert, wie es um Inklusion an Regelschulen bestellt ist.**

## Sehen, wischen, lieben?

Internet-Dating hat das Liebesleben von Millionen Menschen verändert. Zehn Jahre ist es jetzt her, dass die App Tinder startete.

**DALLAS/BERLIN.** Wer vor 20 Jahren einer Person erzählt hätte, eines Tages habe praktisch jede Person ein kleines Gerät in der Tasche, mit dem spontan Sexpartner in der Nähe aufgespürt werden können – wer hätte es geglaubt? Heute scheint das für Millionen mit GPS-basierten Flirt-Apps Alltag.

Vor zehn Jahren jedenfalls startete die App Tinder, deren Markenname wie bei Google oder Kärchern zu einem deonymischen Verb geworden ist: also zum Tätigkeitswort tindern. Tinder (deutsch: Zunder) ist die App, die das sogenannte Swipen zum Massenphänomen machte. Nutzer sehen Profile mit Fotos und Infos in ihrer Nähe: Gefällt ihnen jemand, wischen sie nach rechts, bei Nichtgefallen nach links. Wenn sich beide Personen gegenseitig gut finden, entsteht

ein sogenanntes Match – und Chatten wird möglich.

Tinder gehört inzwischen zum Tech-Unternehmen Match Group mit Hauptsitz in Dallas (Texas). Nach eigenen Angaben ist Tinder in 190 Ländern und mehr als 40 Sprachen verfügbar. Pro Woche führe die App zu 1,5 Millionen Dates, verkündet Tinder selbst. Bei exakteren Zahlen zum deutschen oder deutschsprachigen Markt gibt sich die Firma jedoch bedeckt.

Nach Angaben des Marktforschungsunternehmens Data.ai steht die Singlebörse auch 2022 an der Spitze der Download-Charts für Dating-Apps in Deutschland. Bei Verbraucherausgaben und der Zahl der aktiven Nutzerinnen und Nutzer belegt Tinder den ersten Platz. Größte Tinder-Konkurrenz

ist demnach die App Bumble, die sich vor allem dadurch unterscheidet, dass dort nach einem Match nur Frauen ein Gespräch starten können.

Vor Tinder war das zwanglose Treffen via Geo-Daten-App eine Art Vorrecht der queeren Community. Im Jahr 2009 – kurz nach Einführung des iPhones von Apple – erfand Joel Simkhai, der als Kind aus Tel Aviv in die USA kam, mit Grindr die erste Dating-App, die auf GPS-Daten basiert. Die Schwulen-App Grindr – eine Zusammensetzung aus „Guy“ und „Finder“ (also Kerlefinder) und angelehnt ans Verb „grind“ (reiben, schleifen) – sortierte mögliche Partner nicht mehr nach gemeinsamen In-

teressen, wie es Single- und Partnerbörsen oft tun, sondern ging danach, wer gerade mit dem Handy in der Nähe ist.

Simkhai versuchte zwar 2011 mit Blendr, eine solche App auch für Heteros zu konzipieren, scheiterte aber. Erst ab 2012 mit Tinder und der Idee des Swipens wurde Online-Dating ein gesamtgesellschaftliches Massenphänomen.

„In Sachen ‚Offenheit‘ hat Tinder sicher einiges für Heteros getan“, sagt die „Ladylike“-Podcasterin Nicole von Wagner. Viele suchten unkomplizierte Sexdates, One-Night-Stands oder sogenannte Freundschaft plus. Mit der riesigen Auswahl mache Tinder viele Leute auch oberflächlich, warnt Nicole von Wagner



Geht das: Liebe per Smartphone?

Foto: imago/Riccardo Milani

(„Da kann ja jede kommen“) zugleich: „Wir bewerten eine Person innerhalb von Sekunden nach einem Foto und wischen nach links, wenn uns die Nase nicht passt.“

Der Soziologe Thorsten Peetz von der Universität Bamberg sieht Online-Dating differenzierter. „Es gibt zwar eine Reihe von Studien, in denen Leute schildern, dass sie Tinder wie einen Katalog vom Durchblättern oder sogar wie eine Fleischtheke empfinden, an der man guckt und wählt, aber mit der Realität hat das meist wenig zu tun“, sagt Peetz.

„Die Aufgabe, die sich stellt“, sagt der Soziologe weiter, „ist, einzuschätzen, was für eine Art von Typ ist die Person auf der anderen Seite des Bildschirms eigentlich? Wie passt sie zu dem Spiel, das ich hier spielen will? Was für eine Person kann ich da eigentlich erwarten, wenn ich mich eines Tages analog treffe?“ Das „Spiel“ (Peetz) hat also durchaus seine Fallen. dpa